

Haarige Angelegenheiten oder Die Nacht des Mein-Sagens

„Ich möchte lieber nicht“, sagt er leise zu seiner Mutter, flüstert fast, als sie ihm einen Fünfer hinhält und ihn in seine Hand gleiten lassen will. „Was?“ fragt sie zurück, als habe sie nicht verstanden. „Ich geh da nicht mehr hin.“ „Aber warum? Deine Haare stauen sich schon auf dem Kragen. Wie sieht das aus!“ „Ich möchte einfach nicht. Da stinkts und der reißt mir immer Haare raus.“ Er erklärt nicht, dass er bei Poschners, den Nachbarn unter ihnen, Country Joe McDonald gesehen hat, in Jeans und Parka, mit langen Haaren, die ein Stirnband zusammenhielt. Der Song, nur mit akustischer Gitarre begleitet, gefiel ihm, aber er dachte eher, dass er genau so aussehen wolle. Das braucht Zeit, mehrere Monate vermutlich. Im Biologiebuch „Der Mensch“ suchte er, wieviele Millimeter ein Haar täglich wächst. Das war wichtiger als die Frage, ab wann Schamhaare wuchern und Samen produziert wird. Es würde lange dauern, deshalb kann er nicht früh genug beginnen. Er dreht sich um, geht ins Kinderzimmer, das er mit seinem älteren Bruder teilt, lässt das Klappbett runter, das fast an seinen Schreibtisch reicht, und legt sich auf die Decke, die von zwei Stricken gehalten wird, als sei der Bettkasten noch hochgeklappt. Er nimmt die schmale Brille ab, schließt die Augen, legt das grazile Metallgestell auf den Tisch. Wie gut, dass er wenigstens die erste Brille los ist, dies hässliche, schwarze Plastikding, mit dem er sich stets schämte. Zum Glück wurde es ihm beim Sitzfußball aus dem Gesicht geschossen, zerbrach, ritze dabei sein linkes Augenlid auf. Mit blutverschmierten, kurzen Haaren wurde er im Krankenhaus genäht, halb blind wankte er nach Hause, mit einem engen Verband, der nur eine Locke sehen ließ. Als der Dreckverband nach einer Woche abgenommen wurde, meinte er, sie wären schneller gewachsen. Sich selbst verletzen wollte er dennoch nicht. Dass sie rötlich schimmerten, lag am immer noch blutgetrübten Auge.

Weil er zu fühlen meint, dass nachts die Haare schneller wachsen, während er schläft oder wenigstens unter der Decke im Dunkeln döst, geht er früher ins Bett, legt sich oft auch tagsüber hin, träumt von wallenden Haaren, keiner Frisur, sondern wild wuchernder Pracht. Es hilft nicht, die Zeit vergeht langsam, einzelne Haarspitzen spalten sich schon, bevor sie auf die Schultern treffen. Die Schamhaare lassen nicht auf sich warten. Erst juckt es ihn häufiger im Schritt, wie ein Schatten erscheinen sie widerborstig, bis sie sich länger kräuseln, einen dunklen Busch bilden, dass er fast erschrickt. Er schließt sich im Bad ein, und kürzt sie mit der Nagelschere, nimmt sie mit angefeuchteter Fingerkuppe auf und pustet alles in die Kloschüssel, spült gründlich nach. Er denkt sich einen Zusammenhang, da sie im

Konfirmandenunterricht von Pfarrer Staupendahl in Mädchen und Jungen getrennt werden. Meist hört er nicht hin, im grauen Rauschen der Kirche taucht das Geschlecht auf, das bisher nur grammatikalisch verwendet wurde. Aus dem Mund des Pfarrers klingt es schlecht, so wie sein Atem. Zum Schluss der Stunde klebt zäher Speichel zwischen seinen Lippen. Göttliche Gebote und Verbote lernen sie auswendig, werden in der nächsten Woche abgefragt. Sein Bruder und er freuen sich auf das Ende der zwei Jahre, nicht mehr sonntags zum Gottesdienst gehen zu müssen, nichts als ein zusätzlicher Strich in der Liste zu sein, vor allem auf die Geschenke. Am Morgen zwingen sie sich in die neu gekauften Anzüge, aus dunklem, teurem Stoff. Er schaut an sich herunter, sieht zu den Verwandten und denkt: „Alle sind verkleidet, wie im Karneval, wir gehen als ordentliche Leute, Gläubige. Gut, dass wenigstens meine Haare etwas länger sind.“ Als die Großtante ihm einen Umschlag mit Geld überreicht, sagt sie zu seiner Mutter: „Er kriegt den Kopf nicht runter.“ Selbst bei der Überreichung des Teilchens vom Leib Jesu und der Segnung hat er nicht wie die anderen sein Haupt gebeugt. Weil er für sein Alter groß ist, hat er den Pfarrer verdeckt, von dem die Zuschauenden nur die ausgebreiteten Arme sehen konnten. Über zweihundert Mark kommen zusammen, ein Theaterlexikon und ein Cassettenrecorder, mit dem sie endlich die Songs der Langhaarigen aufnehmen können, das Mikrofon in der erregten Hand vor den Lautsprecher im Wohnzimmer haltend.

In der Schule scheint das Wachstum gestoppt, so langsam vergehen die Stunden. Der Anzug hängt längst vergessen im Schlafzimmerschrank, wird nie wieder hervorgeholt. „Ich nehme lieber die Jeans.“ Er hasst Stoffhosen mit den fast senkrechten eingenähten Taschen. Setzt er sich hin, falten sie sich auf zu großen Beulen, die den Schritt betonen, als würden sie sein Geschlecht hervorheben. Inzwischen bedecken die Haare seine Ohren, den halben Hals. Seine Eltern schämen sich für ihre Söhne und die, mit ihnen gesehen zu werden. Zäh hängt er im Stuhl, kippt zwischen der hinteren Wand, wo der Klassenlehrer ihn hinsetzte, da er sowieso nicht aufpasste, und dem schmutzigen Pult hin und her. Um nicht einzuschlafen und so zu tun, als beteilige er sich am Unterricht, fragt er in Französisch: „Was heißt paile?“ „Was du im Kopf hast“, erklärt der Lehrer. Die anderen grinsen. Erst zu Hause sieht er nach, dass es Stroh heißt. Bei der nächsten Gelegenheit, als dieser Lehrer die ganze Klasse anschreit, nachschiebt, ob noch jemand eine Frage habe, meldet er sich und sagt betont ruhig: „Warum schreien Sie uns so an?“ Der Lehrer zuckt nervös mit den Schultern, geht zu seinem Pult, setzt sich und antwortet: „Page dix-neuf.“ Außer Umblättern ist nichts zu hören. Fast fühlt er Haarspitzen zwischen Hemdkragen und Nacken, sie kitzeln ihn sacht, ein Frösteln zieht über die Haut bis zur Mitte des Leibes und wieder zurück ins Hirn. Den Seitenscheitel kann er jetzt aufgeben, die Haare sind so lang, dass er sie in der Mitte trennen kann. Leicht gewellt fallen

sie über die Ohren, verdecken ein Stück der Brillenflügel, kringeln sich über den Nacken auf die Schulterblätter. Auch vorn hätte er gern mehr Haare, um den dicken, vorstehenden Adamsapfel zu verstecken, aber ein Bart kommt nicht aus dem Kinn, über und unter den Lippen zeigt sich nur ein Schimmer. Viele Male hat er eine Stirnhöhlenentzündung, oft überfällt ihn ein Zittern, wenn er einschlafen will. „Das Wachstum“, beruhigt der Vater und liest weiter in der Fachzeitschrift. Eine schwierige Mathearbeit muss er schwänzen, um nicht die zweite Fünf zu kriegen. Als er sie allein nachschreiben soll, weigert er sich: „Ich bin nicht ganz gesund.“ Der Lehrer schleppt ihn zum Direktor, wo er noch nie war, der ihn angeht: „Wie heißt der Arzt? Ich rufe da an.“ Seine Eltern bittet er um eine Bescheinigung des HNO-Arztes, die er triumphierend auf den Schreibtisch im Sekretariat schmeißt.

Mit einem Siegesgefühl legt er sich ins Bett, schläft schnell ein. Nachts erwacht er, ist seltsam angenehm erregt. Zwischen seinen Beinen spürt er Nässe, befürchtet, ins Bett gemacht zu haben. Aber das Gefühl ist ein anderes, noch nicht gekanntes. „Ich muss das wiederholen“, sagt er sich, „so aufregend beruhigend“, und legt die rechte Hand in den Schritt, betastet sein Geschlecht, das sich wieder aufrichtet. Er reibt, atmet hastiger, leise, um den Bruder nicht zu wecken. Schon durchflutet ihn dieselbe Lust wie aus dem Traum. Als er die Hand aus der Hose zieht, ist sie klebrig. Er streicht einige Haare aus der Stirn, die im spärlichen Licht der Dämmerung aufglänzen. Er wird die widerspenstigen Wirbel, bevor er aus dem Haus zur Bushaltestelle eilt, kämmen und irgendwie glätten müssen. In der Schule ist er gedanklich nicht bei der Sache, selbst im Deutschunterricht, dem einzigen, dem er eine gewisse Aufmerksamkeit zubilligt. Aber nicht Langeweile lenkt ihn ab, sondern lustvolle Phantasien, krause Vorstellungen, was demnächst alles passieren könnte. „Das möchte ich“, flüstert er, „möchte ich wirklich erleben.“

Jetzt ist die Zeit gekommen für das Stirnband. Schon stellt er sich die Gesichter der Lehrer vor, der Erwachsenen, die merkwürdige Kleidungsstücke und Accessoires tragen, mit chemischen Mitteln haltbar gemachte Frisuren, als wären es Perücken, onduliert, gepudert, gegen jedes Wetter tot gesprayt, wer sich fortschrittlich wähnt, dessen Hals beengt ein Rollkragenpullover, der beim Ausziehen die Haare elektrisiert gen Himmel schickt. Er wird seine lange Mähne, wie sie sagen, durch ein Stirnband bändigen, mit Filzstift auf die Stirn pinseln, dass man Liebe machen solle statt Krieg. Im Partykeller seines Freundes musste der auf Anordnung der Eltern eine Plakette mit dieser Aufschrift entfernen und er wehrte sich nicht. Der Stoff, den er eines Morgens um den Kopf bindet, ist mit einem indischen Muster bedruckt, helles Blau als Grundfarbe, Blumen umschlingen einander. Sie entzündeten andere Höhlen im Kopf, wuchern wild.

„Ich würde vorziehen, es nicht zu tun.“

Herman Melville *Bartleby, der Schreiber*